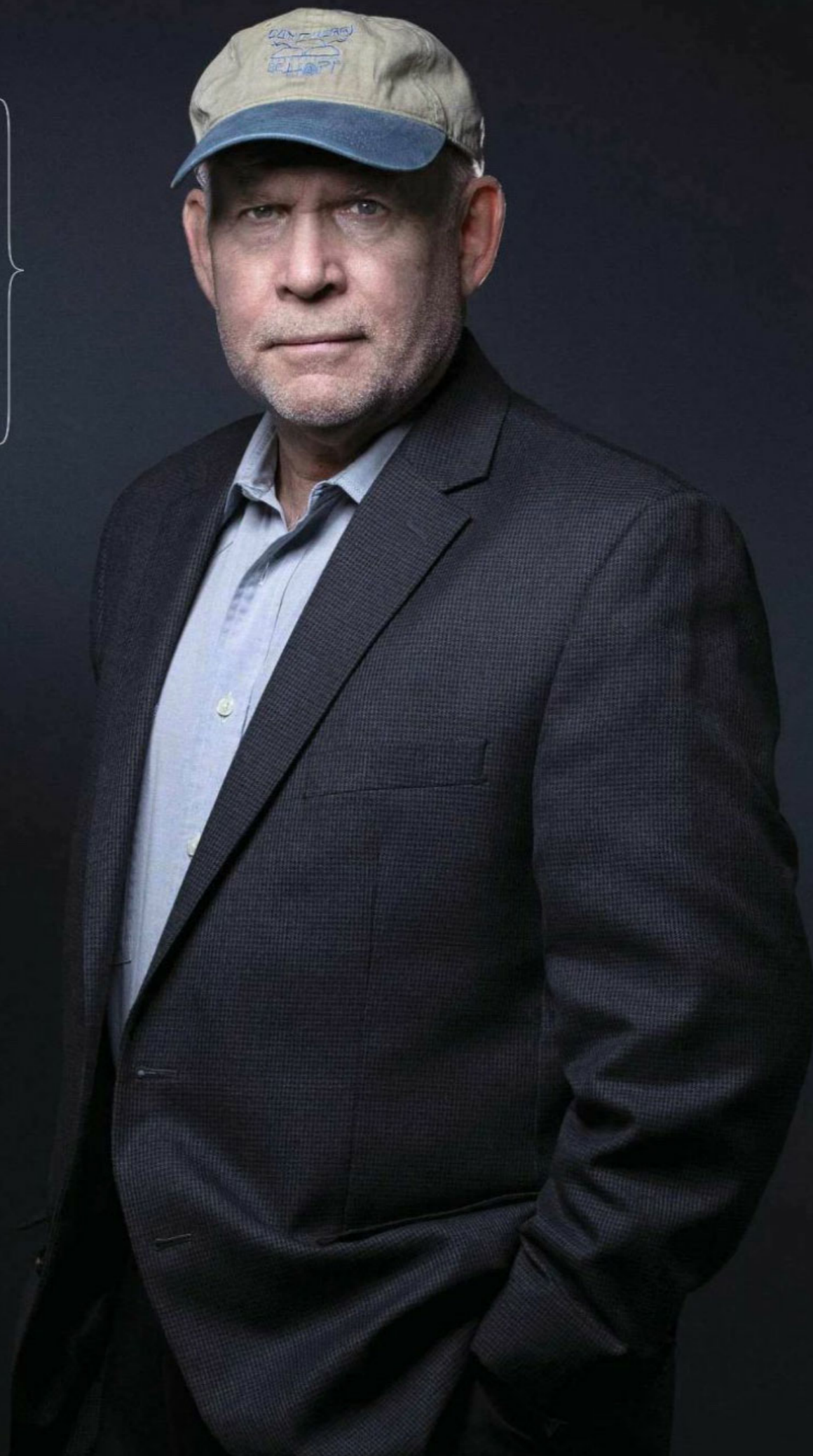


ZUR PERSON

Steve McCurry, geboren am 23.4.1950 in Philadelphia. Er studierte Film und Theaterwissenschaften an der Penn State University. Nach seinem Abschluss reiste er für einige Monate nach Indien, mit einem Fotoapparat statt einer Kamera, „weil der wesentlich leichter war“. Er bekam die Robert Capa Goldmedaille, den Leica Hall of Fame Award u. v. a. Preise.

Fotografen werden selbst nicht oft fotografiert. Aber wenn, wissen sie, wie sie gesehen werden wollen: Steve McCurry während einer Fotosession 2021 in Paris



INTERVIEW

„ICH WILL DINGE MIT EIGENEN AUGEN SEHEN“

Kaum ein Fotograf hat die internationale Foto-Reportage der letzten 40 Jahre so geprägt wie der Amerikaner **Steve McCurry**. Im Wiener Sempeter Depot läuft derzeit eine einzigartige Ausstellung seines Lebenswerks mit 100 überlebensgroßen Drucken seiner berühmten Bilder, inklusive des „Afghanischen Mädchens“. Die *freizeit* erreichte den Meister in Rom zum Interview.

Von Andreas Bovelino

Kein Bild zierte öfter das Cover des National Geographic als das „Afghan Girl“, das Steve McCurry 1984 in einem Flüchtlingslager in Pakistan fotografiert hat. Der vielfach preisgekrönte Fotograf hat Kriege dokumentiert und Alltagsszenen, einzigartige Porträts am Straßenrand geschossen und ekstatische Feste dokumentiert, ebenso wie ergreifende Familienszenen in den entlegensten Gegenden der Welt. Mit der *freizeit* sprach McCurry über seine Motivation, dorthin zu gehen, wo kaum jemand ohne militärischen Auftrag den Fuß setzt, den Wert des Lebens – und den Sinn des Reisens.

freizeit: Gleich Ihre ersten Fotoreisen führten Sie in den späten 1970ern direkt von der Uni nach Indien und dann Afghanistan. Später waren Sie im Bürgerkrieg im Libanon, dem Aufstand auf den Philippinen, dem Iran-Irak- und dem Jugoslawien-Krieg – warum diese sozialen und militärischen Brennpunkte?
STEVE MCCURRY: Ganz unterschiedlich. Teilweise hatte ich Aufträge, manches war aus persönlichem Interesse. Es ist bei mir ganz einfach so,

dass ich Situationen, über die gesprochen oder berichtet wird, lieber mit eigenen Augen sehe. **Dabei stand auch Ihr eigenes Leben mehr als einmal auf dem Spiel, wie ich gehört habe.**

Ja, ein Flugzeugabsturz in Slowenien hätte fast mein Ende bedeutet – und dann gab's auch einige haarige Situationen in Afghanistan. Also vermutlich waren es mehr als zwei Mal. Ich kann Ihnen allerdings versichern: Man sieht das eigene Leben danach anders, vor allem weiß man es mehr zu schätzen.

Obwohl Sie für Ihre Reportagen in arme, instabile und oft auch vom Krieg gebeutelte Regionen der Erde reisen, scheinen die Bilder eine beinahe magische Ruhe auszuströmen, beinahe eine Art inneren Frieden.

Das war nie meine Absicht – aber mir gefällt, wie das klingt. Ja, ich mag Ihre Interpretation. Ich will mit meinen Bildern zeigen, dass wir alle Menschen sind, egal welche Hautfarbe wir haben, wo wir leben, welcher Religion wir angehören. Wir sind hier an diesem Platz und zu dieser Zeit – und das nur für einen wirklich kurzen Moment. Was wollen wir, was werden wir tun? Es geht um Respekt für das Leben selbst, →

FOTO: APA/AFP/JOEL SAGET

dieses flüchtige, zerbrechliche Geschenk. Wir sollten es nutzen, versuchen, ein erfülltes Leben zu haben – und einander zu respektieren!

Das wird uns leider von den Menschen an den Schalthebeln der Macht kaum oder auf jeden Fall zu wenig vorgelebt ...

Sie meinen die Regierungen? Es wäre natürlich schön, wenn die als Role-Model taugen würden. Tun sie aber leider nicht. Regierungen geht's nur um Macht, mal mehr, mal weniger direkt. Von denen können wir nicht viel erwarten.

Als Sie 1984 das Bild von dem afghanischen Mädchen mit den grünen Augen machten, hatten Sie bereits die Robert Capa Goldmedaille für ihre Fotoreportage über die russische Invasion Afghanistans bekommen. Trotzdem ist es dieses Bild, das Sie mit einem Schlag auch für Nicht-Insider bekannt machte. Wie kam es dazu?

Es war in einem Flüchtlingscamp in der Nähe von Peschawar, an der pakistanisch-afghanischen Grenze. Ich hörte Lachen aus dem Schulgebäude für Mädchen, was doch ungewöhnlich war. Dann sah ich sie – und war ganz einfach fasziniert von ihrer Erscheinung. Sie war damals etwa zwölf Jahre alt ...

Und beinahe 20 Jahre später haben Sie sie endlich wiedergefunden?

Ja, es dauerte leider lange, war eine richtige Detektiv-Arbeit. Aber schließlich ist es uns 2002 gelungen. Sie hatte damals schon drei Töchter, man sah ihr das harte Leben in der afghanischen Provinz, in die sie zurückgekehrt war, an. Aber sie hatte noch immer dieses Strahlen in den Augen. Zum Glück konnten wir sie unterstützen, vor allem auch als die Taliban das Land wieder eroberten. Sie lebt jetzt in Sicherheit in Italien ...

Ihre Bilder sind, um einen in Verruf geratenen Ausdruck zu verwenden, ikonografisch. Wie gehen Sie da ran? Was bringt Sie so nah an die Menschen – oder an Situationen, wie die beiden Männer auf der Dampflok vor dem Tadsch Mahal etwa?

(lacht ein wenig nachdenklich) Ja, die Gleise ... Die sind inzwischen weg. Die Lock gibt's auch nicht mehr. (räuspert sich) Ich glaube, es geht in erster Linie darum zu reisen, zu beobachten.

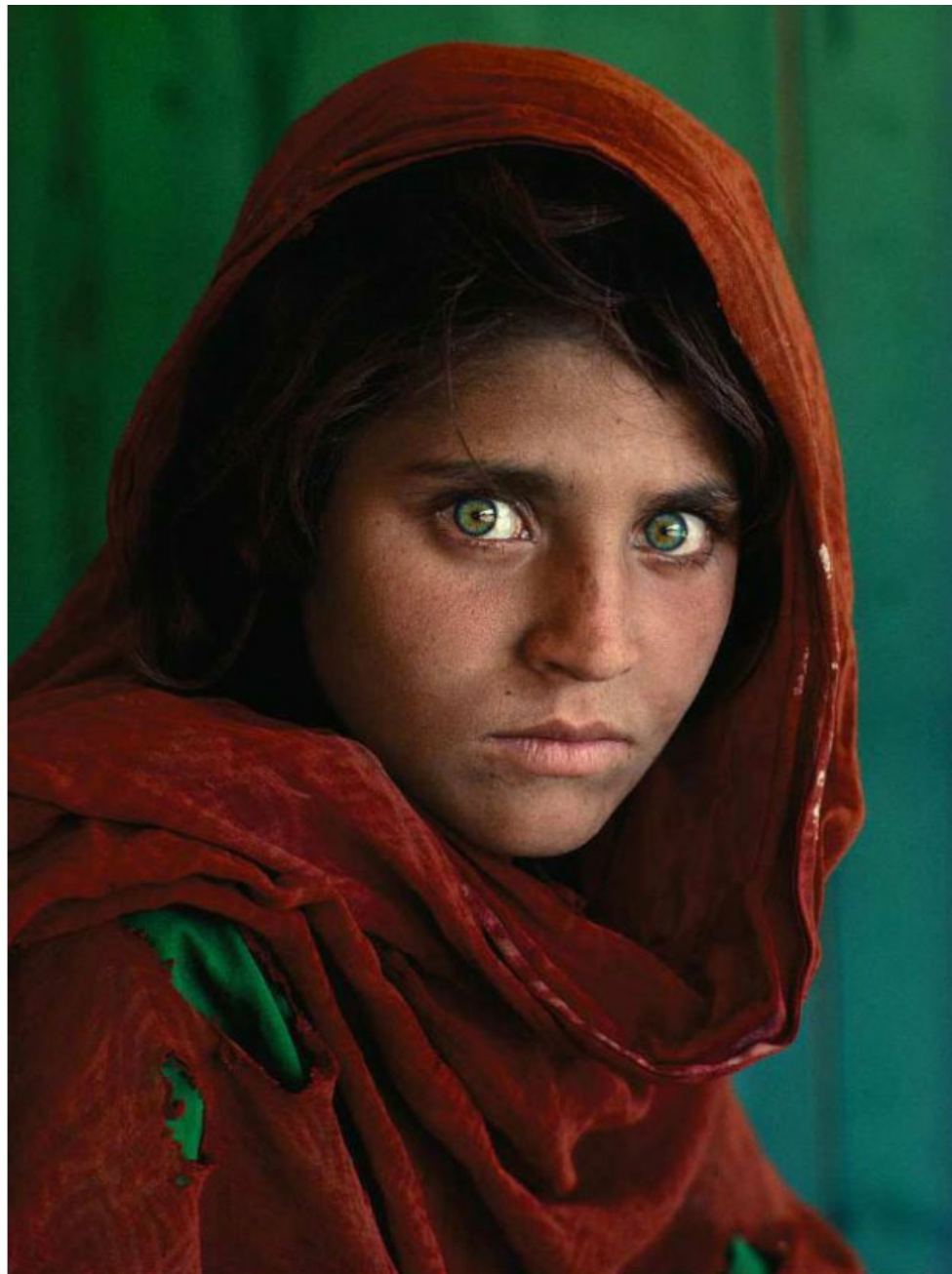
„Ich will mit meinen Bildern zeigen, dass wir alle Menschen sind, egal welche Hautfarbe wir haben, wo wir leben, welcher Religion wir angehören.“

Reisen ist überhaupt eine Ihrer großen Leidenschaften, glaube ich. Nicht erst, seit Sie fotografieren, oder?
Stimmt. Als Student bin ich quer durch Afrika gereist, war in Tansania, Uganda,

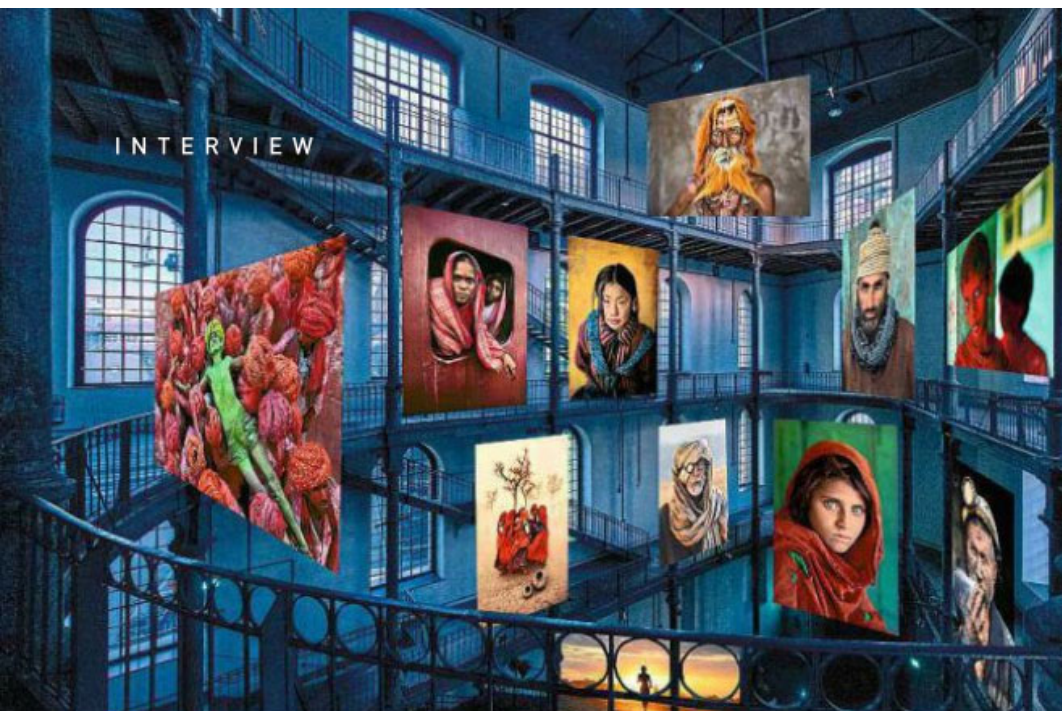
Das tun andere auch ...
Ich kann das selbst nur sehr schwer beurteilen. Ich habe mich eben immer sehr für Menschen interessiert. Manchmal ist es schwierig, weil auch in entlegenen Teilen der Welt eine große Hektik herrscht. Da brauchst du eben Zeit. Ich bin vier Monate in Zügen durch Indien gereist, als das Bild entstanden ist, das Sie

dann in Ägypten. Es waren, wie gesagt, einfach immer Plätze, die ich selbst sehen wollte und nicht nur in irgendwelchen Medien. Das Buch „The Great Railway Bazaar“ von Paul Theroux hat mich damals, 1973, sehr inspiriert. Aber ich bin auch schon davor mit Bahn und Bus von Amsterdam nach Slowenien, Belgrad, Istanbul und schließlich bis Israel gefahren. 1969 war das, glaube ich. Damals war ich auch zum ersten Mal in Österreich, ich habe in Salzburg in einer Jugendherberge übernachtet. Sehr schön, so weit ich mich erinnern kann ...

Und wann waren Sie das erste Mal in Wien?
Ich fürchte, es ist Zeit für ein Geständnis. Obwohl ich eigentlich ganz Europa bereist habe, alle Hauptstädte, viele Dörfer und Kleinstädte, war ich noch nie in Liechtenstein, Andorra – und in Wien. →



Das berühmte „Afghan Girl“ heißt Sharbat Gula, wie Steve McCurry später herausfand



Die beeindruckenden, großformatigen Fotografien hängen bis September im Semper Depot

Tatsächlich! Wieso?

Es hat sich aus irgendeinem Grund einfach nie ergeben, ich weiß selbst nicht genau warum.

Aber Sie kommen zu Ihrer großen Ausstellung, oder?

Ich hoffe, dass es klappt. Ich unterrichte gerade in Rom, aber wenn es sich irgendwie einrichten lässt, komme ich natürlich gerne. Fotografieren Sie in Rom auch eine neue Serie?

Ich fotografiere eigentlich immer. Und Rom ist in der Tat faszinierend. Diese moderne, brodelnde Stadt, ihre weniger bekannten, weniger glamourösen Seiten – und alle treffen auf diese vielen Schichten der Renaissance, des Mittelalters, der Antike. Eine echte Fundgrube. Aber eigentlich fotografiere ich hier nur für mich, ohne großen Plan.

Das wäre auch einmal eine Ausstellung: Der unbekannte McCurry!

Ja, oder: Der ungesehene, der unsichtbare. Sie sind jetzt 73 und haben die halbe Welt gesehen. In welchem Land würden Sie gerne als Nächstes fotografieren?

Ich wollte immer in den Iran, aber das ist leider ein sehr heikler Ort, für einen Amerikaner sowieso und mit fotografieren kann man sich dort auch schnell Probleme einhandeln. Vor allem, wenn man wie ich keine inszenierten Shootings mag. Und da ich mein Leben liebe, so wie es ist und meine Schreckmomente, wie besprochen, hinter mir habe, wird das wohl in nächster Zeit nichts werden. Aber ich werde nach Guatemala gehen. In Mittel- und auch Südamerika war ich noch eindeutig zu selten und habe dort vor allem nie professionell fotografiert. Darauf sind wir jetzt schon gespannt. Vielen Dank für das Interview, Mr. McCurry.

FOTOS IN EINER NEUEN DIMENSION

Von Juli bis September sind McCurrys Bilder im Wiener Semper Depot zu sehen.

Die Steve-McCurry-Ausstellung im Semper Depot zeigt Fotografien, wie wir sie noch nie gesehen haben. Sowohl die Größe als auch Beleuchtung und Präsentation sind einzigartig. Vielleicht ja, weil Kurator Christian Jungwirth selbst ein professioneller Fotograf ist. Kaum jemand, der sein „Schoko Foto“ von Josef Zotter NICHT kennt. **Herr Jungwirth, wie kam Ihre Verbindung mit Steve McCurry zustande?** Schon als junger Fotograf kannte ich ihn und seine Bilder natürlich. In den frühen 2010ern hatte ich die Chance, in Graz die alte Wagner-Biro-Halle zu bespielen. Ich hab Steve ganz einfach angeschrieben – und er hat innerhalb von zehn Minuten geantwortet. Damals wurde aus terminlichen Gründen leider nichts aus der Ausstellung, aber wir blieben in Kontakt.

Jetzt also – nach der Grazer Messe-Halle – im Semper Depot. Was macht die Ausstellung so besonders?

Zum einen natürlich die Dimension der Bilder. Die haben Maße zwischen zwei mal drei und vier mal sechs Metern.

Wow, die sind ja enorm! Hatten Sie keine Angst, dass die Qualität leidet, wenn sie derart vergrößert werden?

Natürlich hatten wir Bedenken. Sogar Steve selbst. Sehr viele seiner Bilder sind ja noch analog. Aber wie sich herausstellte, sind sie einfach dermaßen gut, dass auch diese großformatigen Drucke fehlerfrei geblieben sind.

Wie viele Bilder werden zu sehen sein?

100 – durch alle Schaffensperioden und Reiseaufenthalte. Er selbst nennt

die Ausstellung sein fotografisches Tagebuch.

Außerdem hängen die Bilder nicht einfach an der Wand, wie ich gehört habe ...

Nein, sie hängen im Raum. Schweben quasi zwischen Decke und Boden ...

Wie kamen Sie auf dieses luftige Konzept?

Ich habe seine erste Ausstellung vor zwei Jahren in Graz organisiert. Wir waren in der riesigen, wenig charmanten Messehalle. Außerdem war es während Corona, ich konnte also auch keine kleineren Räume in der Halle bauen – es sollte ja eben möglichst „luftig“ sein. Das hatte Einfluss auf die Größe, man drängt sich nicht vor einem Bild, sondern nimmt einen Schritt zurück. Und eben auch darauf, dass die Bilder nicht in Räumen eingesperrt werden, sondern „frei“ schweben. **Das bringt natürlich ein Problem mit der Beleuchtung, oder?**

Genau. Ich wollte aber auch gar nicht überall Scheinwerfer rumstehen haben. Es gibt immer irgendwo einen Schatten, und wenn du alle Bilder in einem Raum zeigt, wird immer irgendwer geblendet. Deshalb leuchten bei uns die Bilder selbst, bzw. der Rahmen. Ein faszinierend einfaches Konzept – das bisher kaum bei Ausstellungen Verwendung findet.

atelierjungwirth.com



Selbst ein Meister: Christian Jungwirth



1995 fotografierte Steve McCurry die einzigartigen „Pahlfischer“ von Sri Lanka